

Psalm 130

Predigt am 21. Januar 2018 (3. Sonntag nach Epiphania) im Akademischen Gottesdienst, Evangelische Universitätskirche der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster (Predigtreihe „Glaube – Liebe – Hoffnung“)

*Aus der Tiefe rufe ich, HERR, zu dir.
Herr, höre meine Stimme!
Lass deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens!
Wenn du, HERR, Sünden anrechnen willst –
Herr, wer wird bestehen?
Denn bei dir ist die Vergebung,
dass man dich fürchte.
Ich harre des HERRN, meine Seele harret,
und ich hoffe auf sein Wort.
Meine Seele wartet auf den Herrn
mehr als die Wächter auf den Morgen;
mehr als die Wächter auf den Morgen
hoffe Israel auf den HERRN!
Denn bei dem HERRN ist die Gnade und viel Erlösung bei ihm.
Und er wird Israel erlösen aus allen seinen Sünden.*

Liebe Gemeinde!

Welche Sehnsucht, welches Verlangen, welches Hoffen klingt in diesen Worten: „... mehr als die Wächter auf den Morgen; / mehr als die Wächter auf den Morgen ...“ (Ps 130,6)

Es ist Nacht. Die Finsternis ist undurchdringlich. Die Sterne schimmern kalt am Firmament. Auf der Stadtmauer haben die Wächter da und dort Feuer angezündet, die flackernden Flammen werfen bizarre Schatten. Draußen vor der Stadt, im Finstern, lauert die Gefahr. Feinde könnten im Schutz der Dunkelheit anrücken, um die Stadt im Morgengrauen anzugreifen. Löwen und Wölfe, Leoparden und Schakale gehen nachts auf Jagd; sie könnten den anfallen, der seinen Fuß vors Stadttor setzt. Und dann sind da die Dämonen der Nacht, die jetzt ihr Unwesen treiben; sie fallen über Kranke her und rauben Neugeborene. Jede Nacht ist man dem Tode nahe, es ist die Zeit der Bedrohtheit, wo die Mächte des Chaos und der Vernichtung den Menschen auf den Leib rücken. Die Wächter auf der Stadtmauer sehnen den Morgen herbei. „Wächter!“ ruft jemand in einem rätselhaften Orakel, das im Buch Jesaja steht (Jes 21,11-12), „Wächter! Ist die Nacht bald hin? Wächter! Ist die Nacht bald hin?“ Der Wächter aber sprach: „Der Morgen kommt, doch noch ist es Nacht. Wenn ihr fragen wollt, so kommt wieder und fragt.“ Es ist ein zähes Warten, das das Herz lähmt. Immer wieder wandert der Blick der Wächter gen Osten. Wann kommt endlich der erste Schein, das Morgenrot, das

Licht des Tages? Der ersehnte Anbruch des Morgens ist ein heiliger Moment. Uralt ist die Hoffnung, dass mit dem Licht des Morgens die göttliche Rettung naht. Psalm 46 blickt auf die Gottesstadt, die bedroht ist von Mächten des Chaos und der Vernichtung, und sagt: „Gott hilft ihr früh am Morgen.“ (Ps 46,6) Was für ein mächtiges Hoffnungsbild, wenn unser Psalm sogar sagt: „Mehr als die Wächter auf den Morgen hoffe Israel auf den **HERRN!**“ Die Hoffnung richtet sich auf den Gott, der am Morgen der Welt sprach: „Es werde Licht!“ (Gen 1,3)

Im heutigen Alltag redet man indes ganz anders von Hoffnung. „Hoffentlich“ ist eine Floskel, die erstaunlich oft gebraucht wird. „Hoffentlich sehen wir uns bald wieder“ – so verabschiede ich mich gern von Kollegen, die woanders arbeiten. „Hoffentlich“ bedeutet ungefähr so viel wie „es wäre schön“, „es ist wünschenswert“, „es ist auch gar nicht unwahrscheinlich, dass es dazu kommt, aber es ist nicht sicher.“ Manchmal nimmt das Wörtchen „hoffentlich“ auch einen ironischen oder gar sarkastischen Klang an, wenn die Chancen als eher gering erscheinen und man schon schlechte Erfahrungen in dieser Sache gemacht hat – z.B. im alltäglichen Kampf mit der Bürokratie.

Das umgangssprachliche „hoffentlich“ verstellt aber den Blick dafür, dass Hoffnung für die allermeisten durchaus eine große Rolle spielt im alltäglichen Leben. Forschende hoffen auf den Erfolg ihres Antrags; dabei geht es nicht allein um das beantragte Geld, vielmehr geht es um die Organisation der Forschungsarbeit und um die Zukunft des wissenschaftlichen Nachwuchses. Studierende hoffen, dass die bevorstehende Prüfung gelingt, dass die Kraft reicht für den Prüfungsmarathon im Examen. Die Hoffnung kann sich auch auf eine gute Anstellung richten oder darauf, dass man einen Partner oder eine Partnerin findet. Manche müssen hoffen, dass sich die bedrückende Lage, in der sie sich befinden, ändert, dass die angeschlagene Gesundheit sich vielleicht noch einmal wieder bessert.

Hoffnung richtet sich auf Zukunft, und meist geht es dabei nicht um eine ferne Zukunft – schon gar nicht um ein Leben nach dem Tod –, sondern es geht um die nächsten Wochen, die nächsten Monate, um das neue und immer noch junge Jahr. Und diese nahe Zukunft ist davon geprägt, dass wir sie nicht vollständig in der Hand haben: So gut ich den Antrag geschrieben haben mag, so gut ich mich auf das Examen vorbereitet haben mag, so sehr ich nach einem Lebenspartner Ausschau halte, es ist immer etwas Unwägbares dabei. Und so schwingt in dem Wort „hoffen“ immer auch eine untergründige Sorge mit, eine diffuse Angst, dass sich die Hoffnung nicht erfüllen könnte: Der Antrag könnte scheitern, die Prüfung könnte schlechter ausfallen als erhofft, die Partnerin könnte sich nicht finden lassen. Wenn wir über Hoffnung nachdenken, müssen wir uns auch der enttäuschten Hoffnung stellen. Gerade im universitären Alltag ist das kein ganz kleines Problem: Immer wieder kommt es vor, dass enttäuschte Hoffnung zu tiefer Depression führt.

Und dann das sprichwörtliche „Die Hoffnung stirbt zuletzt ...“! Ein schrecklicher Satz, wenn ich ihn genau bedenke. Natürlich hört man ihn meist nur dann, wenn es um Leben und Tod geht. Zuletzt, wenn gar nichts anderes mehr hilft, ist immer noch Hoffnung da, aber ir-

gendwann, irgendwann stirbt auch sie. Hoffnung kann umschlagen in Hoffnungslosigkeit. Mitten im Alltag bricht manchmal plötzlich ein Abgrund auf, der alle Hoffnung verschlingt.

„Aus der Tiefe rufe ich, **HERR**, zu dir, / Herr, höre meine Stimme!“ (Ps 130,1f) Was in dem Wort „Tiefe“ steckt, lässt sich kaum ermessen. Das Hebräische, das hier den Plural gebraucht – „aus den Tiefen“, meint die unauslotbaren Abgründe der Welt, Orte von größter Gottesferne. In Psalm 69 ruft jemand, der in solche Abgründe geraten ist, und gebraucht dasselbe Wort: „Gott, hilf mir! / Denn das Wasser geht mir bis an die Kehle. / ... ich bin in tiefe Wasser geraten, / und die Flut will mich ersäufen.“ Im letzten Moment, bevor die Flut über den Kopf geht, ertönt der Schrei zu Gott: „Aus der Tiefe rufe ich, **HERR**, zu dir ...!“ (Ps 69,2f) Dieser Ruf übertönt alle existentielle Not, aber auch alle diffusen Hoffnungen, die sich durch den Alltag ziehen. Und er rechnet damit, dass Gott ein Interesse hat an dem, der da ruft: „Lass deine Ohren merken auf die Stimme meines Flehens!“ Gott hat Ohren, um die menschlichen Rufe zu hören, die aus der Tiefe erklingen. Seit uralter Zeit wurden in manchen bildlichen Darstellungen der Götter besonders die Ohren der Gottheit hervorgehoben, und an der Außenwand der ägyptischen Tempel gab es in Stein gemeißelte Ohren, damit man dort seine Gebete hineinsprechen konnte. Man mag all das als kruden Anthropomorphismus belächeln. Dabei bringt es doch nur zum Ausdruck, dass Gott die Menschen nicht gleichgültig sind. Ein Gott der Ohren hat, geht nicht achtlos an den Hoffenden und Rufenden vorbei.

An dieser Stelle nimmt der Psalm eine überraschende Wendung: „Wenn du, **HERR**, Sünden anrechnen willst, / Herr, wer wird bestehen?“ (Ps 130,3) Das hebräische Wort, das hier für „Sünde“ gebraucht wird, bedeutet im Ursinn Verkehrtheit, Verdrehtheit. Das ganze Alte Testament ist von dem Bewusstsein durchzogen, dass der Mensch zutiefst von Verkehrtheit und Falschheit geprägt ist. Das zeigt sich gerade auch in unserem alltäglichen Hoffen: Sind es nicht zum großen Teil egoistische Wünsche, auf die sich unser Hoffen richtet? Geht es nicht vor allem um den eigenen Erfolg, das eigene Wohlergehen, das eigene Glück? An Gott wird nur selten ein Gedanke verschwendet. Gott ist meistens schlicht irrelevant, obwohl er es ist, von dem alles Leben kommt. Würde Gott solche Verkehrtheit anrechnen, würde keiner bestehen, und die Menschheit müsste von ihm vernichtet werden.

Psalm 130 aber verneint diese Möglichkeit: „Denn bei dir ist die Vergebung ...“ (Ps 130,4). Dieser Satz entlarvt den immer wieder vertretenen Gedanken, das Alte Testament enthalte das Gesetz, das Neue hingegen das Evangelium, als Klischee. „Bei dir ist die Vergebung“ – auch das Alte Testament ist zutiefst vom Evangelium durchdrungen: Der alttestamentliche Gott will nicht, dass die Menschen zugrundegehen, er ist ein Gott, der das Leben will; er will die Menschen – trotz all ihrer Verkehrtheit – nicht in der Tiefe zurücklassen.

Entscheidend ist, wie der Satz über die göttliche Vergebung weitergeht: „Denn bei dir ist die Vergebung, / dass man dich fürchte.“ (Ps 130,4) Auch das hat man gern missverstanden, als gehe es hier um die ängstliche Furcht *vor Gott* – wobei in diesem Missverständnis nicht selten böse Untertöne anklingen, die auf das verachtete Judentum zielen: die jüdische Religion als engherzige abergläubische Furcht vor Gott, das Christentum aber die weitherzige

Religion der Liebe ... ein grauenhaftes Zerrbild! Dabei verdanken wir dem Judentum die wunderbarsten heiligen Schriften, die die Menschheit je gesehen hat. Was wären wir ohne diese Schriften!

„... dass man dich fürchte“ (Ps 130,4) heißt nichts anderes als alles von Gott zu erwarten. Gott rechnet Sünden nicht an, er behaftet die Menschen nicht bei ihrer Verdrehtheit. Gott will, dass wir leben, trotz all der Verkehrtheit und Verdrehtheit, die tief in uns steckt. Und er will, dass wir uns auf ihn ausrichten, dass wir auf ihn warten, dass wir unsere Hoffnungen auf ihn richten; er weiß, was wir brauchen, um zu leben und den Alltag zu meistern.

Psalm 130 lenkt so den Blick auf eine Tiefendimension von Hoffnung. Er lädt ein, zu sprechen: „Ich harre des **HERRN**, / meine Seele wartet, / und ich hoffe auf sein Wort.“ (Ps 130,5) Die alltäglichen Hoffnungen, die uns tagaus tagein begleiten, sind damit gar nicht per se verworfen. Sie erscheinen aber als zweitrangig; entscheidend ist vielmehr die Hoffnung auf Gott und sein Wort. Die Emmausjünger, von denen wir im Evangelium gehört haben, sprachen von einer solchen Hoffnung: „Wir aber hofften, er sei es, der Israel erlösen werde.“ (Lk 24,21) Sie meinten, diese Hoffnung sei durch Jesu Tod enttäuscht worden. Aber sie ahnten nicht, dass Gott gerade dabei war, diese Enttäuschung zu überwinden. Es ist also im tiefsten Sinne lohnenswert, sich das Wort des 130. Psalms zu eigen zu machen: „Ich harre des **HERRN**, / meine Seele wartet, / und ich hoffe auf sein Wort.“ Diese Hoffnung entwickelt eine Kraft, die noch viel stärker ist, als die Hoffnung der Wächter auf den Morgen.

Amen.